

Indiens Grösse : die Vergangenheit : 3. Teil

Autor(en): **Gähwyler, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **81 (1972)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Indiens Grösse: Die Vergangenheit

3. Teil Karl Gähwyler

Wenn man zur charakterisierenden Beschreibung eines europäischen Landes den obigen Titel wählen würde, dann wäre dies eindeutig eine negative Aussage. Denn das würde heissen, dass die Vitalität des betreffenden Landes gebrochen ist, das Volk im Zustand der Stagnation lebt und nur rückwärts blickt. Für Indien jedoch sagt dieser Titel nichts Negatives aus, und zwar aus zwei Gründen. Der erste, «inner-indische» Grund hängt mit der ganz anderen Denkweise Indiens zusammen und ist daher für uns schwer verständlich: Für Indien existiert unsere Zeitauffassung nicht. Unser Leben ist von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geprägt. Diese Zeitbegriffe sind ein Bestandteil nicht nur unseres Denkens, sondern unseres Lebens selbst. Doch Indien vereint grundsätzlich die Realität der Zeit. Es gibt – vom Lebensgefühl her gesehen – die Vergangenheit gar nicht. Wenn wir somit diesen Begriff für Indien anwenden, werten wir eine Kultur mit einem Massstab, der ihr innerlich fremd ist und nur für uns einen Aussagewert besitzt.

Der zweite Grund liegt in der praktischen Auswertung des ersten: Die Vergangenheit, das heisst der über viertausendjährige Strom der Überlieferung, des Wissens und der Bewältigung menschlicher Existenz, hält sich in der Gegenwart lebendig. Die indische Vergangenheit ist nicht museal, sondern fruchtbar und durchdringt daher den Alltag so, dass sie zur Gegenwart wird. Drei Beispiele mögen das Gesagte verdeutlichen.

Die heiligen Kühe

Über die heiligen Kühe, diesen Stein des Anstosses aus der Vergangenheit, wurde schon viel geschrieben und wird noch viel geschrieben werden. Man weiss, dass sie sich mitten auf verkehrsreichen Strassen niederlegen und niemand sie verscheuchen darf. Man weiss, dass sie gebrechlich sind, brandmager, und dass sie viel zu wenig Milch geben. Man will wissen, dass ihre Millionenbestände die indische Wirtschaft

schwächen. Man soll also in diesem Land, wo der Hunger nie ausstirbt – so lautet dann die Forderung des betreffenden Journalisten – endlich mit diesem Problem radikal aufräumen, die Kühe schlachten und sie wirtschaftlich nutzbar machen. Die kurz-sichtigen Herren vergessen nur jeweils in ihrer «Endlösung», dass der durchschnittliche Inder als Vegetarier lebt und dass der gesamte Fleischbestand, wenn das Fleisch noch gegessen würde, nur wenige Monate die Ernährung Indiens gewährleisten würde. Die heilige Kuh ist ein echtes Problem, welches einer echten Lösung harret, doch sie ist nicht nur das, sie ist ein überall gegenwärtiges greifbares Symbol der Heiligkeit des Lebens selbst. Das furchtbarste Vergehen für den Inder ist die willkürliche Zerstörung irgendeiner Erscheinungsform des Seins, vor allem des Lebens. In der Kuh wird der mütterliche Grund des Lebens verehrt. «Das Schlachten einer Kuh ist wie ein Muttermord», sagt ein grosser Inder. Wo in aller Welt gibt es das noch, ein Zeichen, das mitten im Alltag steht und das auf die Unantastbarkeit des Lebens hinweist? So ist die indische Kuh, diese vielgeschmähte Kreatur, lebendige und bedeutsame Vergangenheit in der Gegenwart.

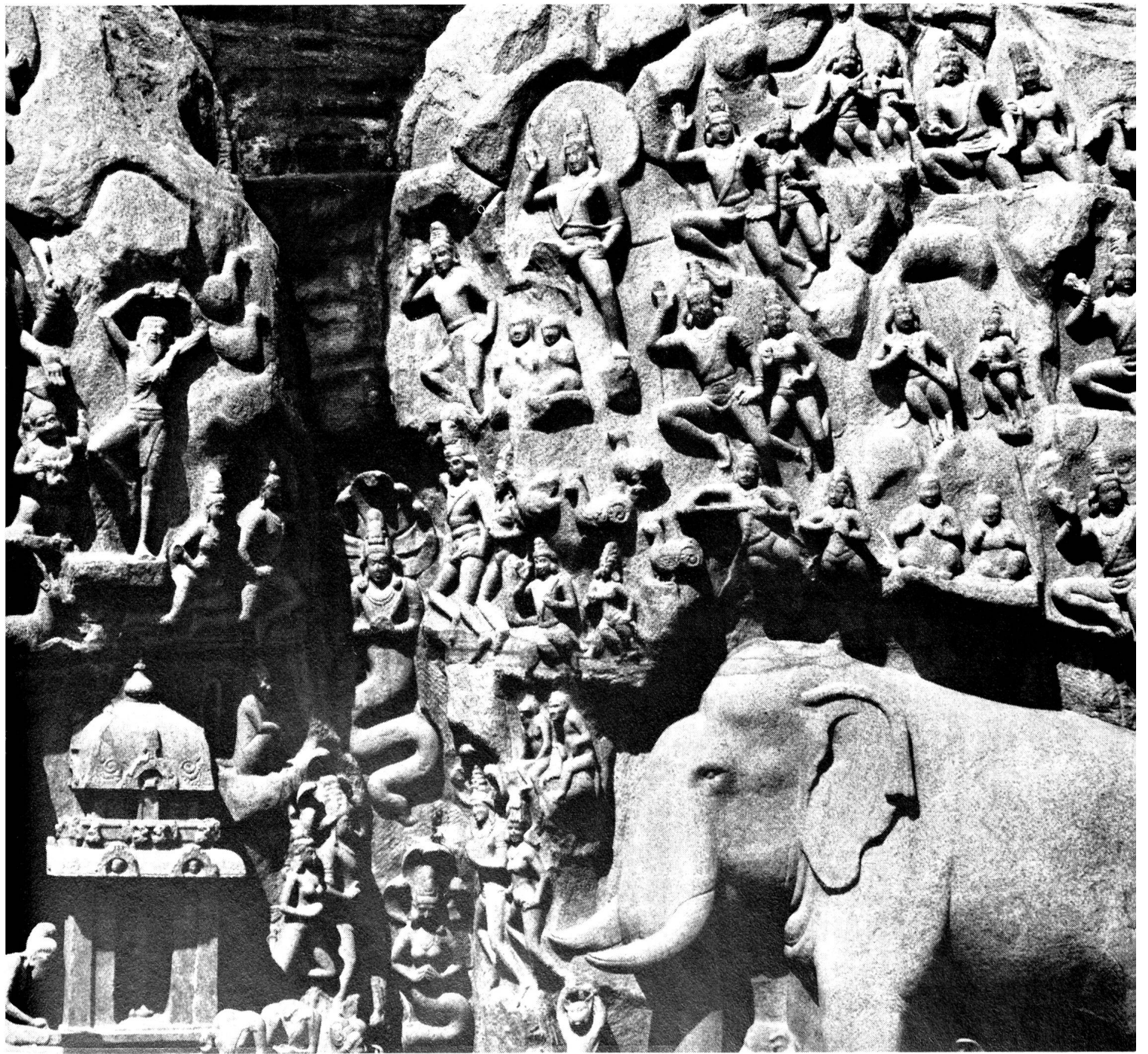
Miss India, die folgsame Tochter

Schon bald nach Mohammeds Tod griff der Islam nach den Reichtümern Indiens. Unter den Mogulkaisern entfaltete er seine grösste Macht. Die über dreihundert Jahre alte Residenz des Kaisers Sha Jahan in Delhi, die stadtähnliche «rote Festung», zaubert selbst heute noch mit ihren Gärten, Audienz- und Thronhallen, mit ihren Moscheen, Hofdamen- und Prinzpalästen und königlichen, aus Marmor errichteten Badhallen die märchenhafte Pracht und den subtilen Geschmack aus «Tausend und eine Nacht» vor Augen. Das Gedicht, das der Kaiser in goldenen Lettern im Diwani-Khas (Audienzsaal) anbringen liess, ist auch in unseren Tagen noch glaubwürdig: Wenn es irgendwo auf der Welt ein Paradies

gibt, so ist es dies, so ist es dies! – Da ich dieses Zeugnis indischer Kunst filmen wollte, suchte ich eine schöne Inderin, die den leeren Hallen Leben vermitteln würde. Die Mutter Oberin der katholischen Mädchenuniversität half mir aus der Verlegenheit, sie sandte mir eine ihrer Studentinnen, Kavita Bhambhani, die Miss India des vorhergehenden Jahres. Das leicht überschwänglich tönende Wort «strahlende und faszinierende Schönheit» darf bei diesem neunzehnjährigen Mädchen ohne Einschränkung gebraucht werden. Nachdem Kavita auf dem Markt herrlich duftende Blumen gekauft und sie in ihr Haar geflochten hatte, bewegte sie sich in ihrem blauen Sari mit Hoheit und vollendeter Anmut wie eine Fürstin durch die kaiserlichen Gemäcker. Die dreihundert Jahre Vergangenheit der Mogulresidenz waren durch die Gegenwart dieses Mädchens ausgelöscht, denn weder in Gesinnung noch Haltung unterscheidet sich Kavita von den damaligen jungen Frauen. In diesem Mädchen ist die grosse «Vergangenheit» wieder Gegenwart. Dass dies wirklich stimmt, zeigt sich auf der Rückfahrt zu ihrer Familie. Da war die berühmte Miss India, die eine grosse USA-Tournee hinter sich hat, wieder die folgsame Tochter, welche das väterliche Verdikt gegen eine Karriere als Mannequin ohne Widerspruch annimmt und es als richtig empfindet, dass sie nach indischem Brauch verheiratet werden wird.

Hochzeit à l'indienne

Das Brauchtum weist nicht nur eine unübersehbare Vielfalt auf, sondern es ist auch jene Lebensäusserung, die durch Kleidung (auch die modernste Inderin trägt das traditionelle Gewand, den Sari), Wohn- und Essgewohnheiten, und vor allem durch religiöse Riten, im indischen Alltag vergegenwärtigt wird. Nirgends tritt das Brauchtum grossartiger auf als im Fest der Hochzeit. Einen kleinen Einblick in die Feierlichkeiten, die sich über Tage erstrecken, verschaffte mir eine Einladung.



Im dichten Kreis der nächsten Verwandten sitzt der Bräutigam vor einem kleinen Feuer. Sein Haupt ist mit der bunten Bräutigamskrone geschmückt, deren Quasten ihm tief ins Gesicht hängen und ihm praktisch die Sicht rauben. Seine Mutter umschreitet ihn mit einer Feuerschale und vollzieht rituelle Bewegungen über seinem Kopf. Etwas später wird er auf einen Schimmel gesetzt – ein kleiner Bub reitet mit – und unter Musik und Feuerwerk begleitet ihn die grosse Schar der Geladenen zum Haus der Braut, wo das bunte Zelt für die vierhundert Gäste bereit steht und er noch viele Zeremonien über sich ergehen lassen muss. Die Braut ist noch nicht zu sehen, sie tritt erst spät am Abend in Erscheinung.

Der Bräutigam war ein hoher Staatsbeamter mit europäischer Bildung. Auch wenn der Inder durch jahrelangen Aufenthalt vollständig den westlichen Sitten angepasst erscheint, entzieht er sich den angestammten Riten nicht, wenn er wieder in seiner Heimat ist.

Ein Beispiel indischer Geistigkeit: Mahatma Gandhi

Dass in Indien die Vergangenheit in der Gegenwart lebt und dass daher dieses Universum nur vom eigenen Grund her gestärkt und so in eine echte Zukunft geführt werden kann, hat der grösste Inder der Gegenwart, Mahatma Gandhi, erkannt. Als Intellektueller gab er sich als Bauer aus und identifizierte sich mit diesem. Er ass wie ein Bauer, kleidete sich wie ein solcher, und sein Lehmhäuschen war ein Bauernhaus.

Gandhi verschaffte dem indischen Volke eine neue Selbstachtung, führte es in die Unabhängigkeit und gewann die Kraft zu seiner Botschaft an die Menschheit, zur aty-gara, zur absoluten Gewaltlosigkeit, die nicht die Haltung des Schwächlings, sondern die Kraft der Wahrheit und des reinen Herzens ist.

Gandhi darf nur als eines der vielen Beispiele angesehen werden, das zeigt, wie vital die indische Geistigkeit ist und dass daher die Quellen, welche die indische Kultur speisen, noch nicht versiegt sind. Darin liegt auch der Grund, warum die Besichtigung der uralten Kunstdenkmäler ein seltenes Erlebnis bedeutet. Was immer es ist, ob Grabmal, Kultstätte oder Palast, die Mauern «leben». Das will sagen: Der Geist der Zeit, der das grossartige Werk schuf, weht noch in der Stunde, da ich es betrete. So sind – um nur einen Hinweis aus der Fülle der Hindu-kultur zu geben – die vor 1300 Jahren entstandenen Skulpturen am Strand von Mahabalipuram nicht bloss hervorragende Kunstwerke, sondern Schöpfungen, die heute noch vom Volk bejaht und kultisch verehrt werden. Ein Baudenkmal überstrahlt alle andern an Ruhm und Jugendfrische: Das Grabmal des Shah Jahan, das er zu Ehren seiner Gattin errichten liess, als sie an ihrem fünfzehnten Kind starb. Es heisst



Taj Mahal und ist ein Kuppelbau aus elfenbeinweissem Marmor, mit Zehntausenden von Blumen geschmückt, für dessen Schönheit es keine Worte gibt. Zwanzigtausend Arbeiter, Künstler aus aller Welt, sollen zweiundzwanzig Jahre lang daran gearbeitet haben. Die folgende Tagebucheintragung versucht wiederzugeben, was man beim Anblick von Taj Mahal empfinden kann: «Schon eine Stunde sitze ich da und schaue. Ich möchte eine Woche Zeit haben,

um jeden Tag hier zu sitzen und zu schauen, um dieses Wunder aufzunehmen, um dieses Gedicht aus Marmor zu bewundern, um diese Schönheit zu trinken. Mit Taj Mahal besitzt Indien unter den Bauwerken den köstlichsten Schatz der Welt. Es brauchte einen unermesslich reichen Herrscher, es brauchte eine grosse Liebe, vor allem brauchte es das uralte und doch ewig junge Indien, um diese Schönheit zu schaffen.»
(Fortsetzung in der nächsten Nummer)



